

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Sagen und alte Geschichten der Mark Brandenburg

Schwartz, Wilhelm

Stuttgart, 1903

Die Altmark

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-250

Die Altmark

130. Nobiskrug

In der Altmark — wie auch im Havellande — herrscht noch zum Teil der altheidnische Gebrauch, dem Toten ein Geldstück unter die Zunge zu legen. Das ist noch das alte Fährgeld, welches dem Verstorbenen angeblich den Zugang in die Totenwelt erschließen sollte. Wer es nicht mitbekommt, so meint man noch stellenweise heute, wird zum „Nachzehrer“ und holt andere nach. Im sogenannten Hans-Jochen-Winkel haben sie auch noch bedeutsame Sprichwörter davon; denn wenn einer schon lange verstorben ist, heißt es: „de is all lange in Nobiskrooch“ oder sobald einer gestorben, „nu is hee all hen nå Nobiskrooch“, wo die Toten alle, heißt es, zusammenkommen sollen. In Betreff des Geldstücks, das man dem Toten unter die Zunge gelegt, und das früher meist „ein Sechser“ war, heißt es dann: „In Nobiskrug müssen die Toten ihren letzten Sechser verzehren.“ Dort erhalte man, so hört man auch noch, den Paß zum Himmel; ja einige meinen, es sei der Himmel selbst.

Diese Dinge bekommen dadurch eine besondere Bedeutung, daß der Name Nobiskrug früher eine verbreitete Bezeichnung für das Totenreich oder die Hölle war. Und wie unter anderem in Doktor Martin Luthers „Tischreden“ die Redewendung vorkommt: „in Nobiskrug fahren“, so steht sie auch noch in einem Liede aus dem vorigen Jahr-

hundert „zum Preise des Bernauer Biers“ beim alten Bekmann:

Mancher wär' vor zwanzig Jahren
 Schon in Nobis-Krug gefahren,
 Wenn er dich nicht brav geledet
 Und den Tod so abgeschreckt.

Man dachte den Ort sich namentlich als eine Art Herberge, in welcher der Teufel — der ja auch sonst Höllenvirt heißt — Wirtschaft halte. Dazu paßt nun, daß man im Hans-Jochen-Winkel noch ein Wirtshaus bei Neu-Ferchau oder diesen Ort selbst, der am Rande der Sumpfggend des Drömling liegt, „Nobiskrug“ nennt und nun auf diesen die Sage bezieht. Gewöhnlich deutet man den Namen dann als „Näberskrooch“ und erzählt eine Geschichte von einem Wirt Naber, der sich dort niedergelassen, oder einem, der seitad von Neu-Ferchau sich angebaut habe und dann als ein guter „Nachbar“ angesehen sei, weshalb man seinen Krug als „Nachbarskrug“ bezeichnet habe. Dementsprechend wird auch das Bild von dem Nobis- oder Naberskrug, wo die Toten zusammenkommen, echt humoristisch-bäurisch ausgeführt, wenn es weiter heißt: „Da wird Karte gespielt, und die, welche es hier nicht gelernt haben, müssen Fidibus pflücken.“ Mehr an den alten heidnischen Himmel gemahnt aber noch, wenn man sagt: „Wer bei seinen Lebzeiten nichts getaugt, muß dort Schafböcke hüten,“ — was, nebenbei bemerkt, ein Kunststück wäre.⁴⁶⁾

131. Die Nachzehrer

In der Gegend von Diesdorf glauben noch viele Leute an die sogenannten „Nachzehrer“. Oft geschieht es nämlich,

daß, wenn sich erst ein Todesfall in einer Familie ereignet hat, bald mehrere Glieder derselben nachsterben. Das kommt daher, heißt es dann, daß man jenem ersten Toten nicht „den Zehrpennig“ in den Mund gegeben oder ein anderes Versehen gemacht, zum Beispiel seinen Namen nicht aus dem Hemd geschnitten hat.

So geschah es auch einmal noch im vorigen Jahrhundert, daß viele Leute aus einer Familie schnell hintereinander starben; da entschloß man sich denn, den, welcher zuerst gestorben und offenbar der Nachzehrer war, auszugraben. Man fand nun, daß er bereits alle seine Kleider aufgezehrt hatte, und weil es kein anderes Mittel gegen das Nachzehren gibt, als dem Toten das Genick abzustechen, so trat der Mutigste hinzu, nahm einen Spaten und tat es. Da hat man deutlich gehört, daß der Nachzehrer noch ordentlich wie ein kleines Ferkel „gequiekt“ hat. Geholfen aber hat es.⁴⁷⁾

132. Der wilde Jäger Hackenberg

Im Drömling hört man häufig, wie die Leute fluchen, „daß dich der Drus“ und „daß dich der Jäger hole“, und versteht man unter dem Jäger den Satan selber. Es war nämlich, heißt es gewöhnlich kurzweg, einmal ein gewisser „Hackenberg“, der sagte, wenn er immer jagen könnte, so wollte er Gott seinen Himmel wohl lassen. Dafür muß er nun des Nachts vom Harz herunter in den Drömling hoch zu Pferde mit den Hunden jagen, und schon vielen ist er so begegnet.

In der Gegend des alten Klosters Diesdorf, namentlich in dem an der hannöverschen Grenze gelegenen Dorfe Wadekath, erzählt man von diesem Jäger also.

Der Hackenberg war ein reicher Edelmann, welcher die Jagd über alles liebte, so daß er sogar einmal des Sonntags hinaus in den Wald zog und alle Bauern seiner Gemeinde zwang, mit ihm zu jagen, so sehr sie sich auch dagegen wehrten, da sie lieber zur Kirche gegangen wären. Aber das ist ihm übel bekommen; denn wie er nun draußen umhertobt, kommen plötzlich zwei Reiter ihm an die Seite gesprengt, die jagen gewaltig mit ihm fort, und jeder von beiden fordert ihn auf, mit ihm zu ziehen. Der Reiter zur Rechten aber sah wild und grimmig aus, und seinem Pferde sprühten Feuer und Flamme aus Nase und Maul, dagegen sah der zur Linken ruhiger und milder aus. Da war denn der Hackenberg schnell gefaßt und wandte sich zu dem Reiter zur Rechten. Darauf sprengten sie fort, und so muß er nun mit ihm bis zum jüngsten Tage jagen.

Stellenweise heißt er auch „der Hellsjäger“. Wer ihm „nachbölkelt“, wenn er durch die Luft dahinbraust, dem wirft er eine „Pferdefeule“ als seinen Anteil an der Jagd herunter.⁴⁸⁾

133. Wie es einem Jungen auf der Fahrt vom Blocksberg ergangen

War einmal ein Junge, so erzählt man in Güzefeld, dessen Mutter und Schwester waren Hexen. Als nun der erste Mai kommt, sieht er, wie sie am Abend vorher etwas kochen, sich damit bestreichen, auf Besenstiele setzen und sprechen:

Up un davan neinig an!

Up un davan neinig an!

Up un davan neinig an!

Und auf geht's mit ihnen und davon. Nun hatten sie aber den Topf, in dem sie ihre Salbe gekocht hatten, nur

beiseite gestellt und nicht fortgeschloffen, und der Junge, der alles aus seinem Verstecke mit angesehen hatte, denkt, das kannst du ja auch versuchen, holt den Topf hervor, bestreicht sich, setzt sich auf einen Besenstiel, verspricht sich aber und sagt:

Up un davan alle weg an!

Up un davan alle weg an!

Up un davan alle weg an!

Und da geht's auf mit ihm und hier gegen eine Fichte und dort gegen eine Eiche, daß ihm der Kopf nur so brummt, und da merkt er erst, daß er falsch gesprochen, und wiederholt nun dreimal: „Up un davan neinig an,“ und sofort geht's rasch mit ihm auf, und er ist im Augenblicke an dem Ort, wo alle Hexen versammelt sind. Da findet er denn auch seine Mutter und seine Schwester, die sind gerade beim Mahle und essen Erbsen, wie auch alle anderen. Wie ihn seine Mutter sieht, fragt sie ihn: „Junge, wie kommst du denn her?“ und er antwortet: „Nun, gerade wie du!“ Da warnt sie ihn denn, niemandem ein Wort von dem zu sagen, was hier geschehe, auch kein Wort weiter zu sprechen. Und nun geht's fort. Sie sind aber gerade an einem großen Wasser, darum setzen sie ihn auf einen dreijährigen Bullen, und der ist mit einem Sprunge über das Wasser hinüber. Da ruft der Junge: „Das war ein tüchtiger Sprung für einen dreijährigen Bullen!“ Aber im Augenblicke ist er auch abgeworfen und hat acht Tage wandern müssen, ehe er wieder nach Hause gekommen ist (vergl. Nr. 32 und 70).

134. Land abgeschworen

In Hämerten bei Stendal ist an der Nordseite der Kirche ein Meineidiger eingemauert. Der ist bei einem Streit zwischen denen von Hämerten und denen von Karlbau hingetreten und hat Erde vom Karlbauer Acker in seinen Stiefel getan und geschworen, er stehe auf Karlbauer Acker, und da haben denn die von Hämerten das Land, um welches sich der Streit erhoben hatte, an die von Karlbau abtreten müssen. Nachher aber ist er einmal in späterer Zeit, man weiß nicht weshalb, nach Hämerten gekommen, hat alles gestanden und ihnen wieder zu ihrem Acker verholfen. Dafür haben sie ihn denn bis zu seinem Ende ernähren müssen; aber als er starb mochten sie ihn doch nicht mit anderen ehrlichen Leuten auf demselben Kirchhofe begraben und haben ihn deshalb in der Kirchenmauer eingemauert.

135. Arendsee

Von dem Arendsee wird folgendes erzählt. An der Stelle, wo jetzt der See und Ort Arendsee liegt, stand vor alters ein großes Schloß. Dieses ging plötzlich unter, und kein Mensch kam davon als ein Mann und ein Weib. Wie die beiden nun fortgingen, sah sich das Weib von ungefähr um und ward die schleunige Veränderung gewahr. Bewundert brach sie in die Worte aus: „Arend, see!“ (Arend, sieh! denn jenes war des Mannes Name), und darum gab man dem Städtchen, welches an dem See aufgebaut wurde, jene Benennung.

Wenn die Sonne hell scheint, soll man noch oft alle Mauern und Gebäude des versunkenen Schlosses im Grunde

sehen können. Einige wollten einmal die Tiefe des Sees messen und ließen ein Seil hinab, da tönte aus dem Wasser eine Stimme herauf, die sie aufforderte, von solcher Vermessenheit abzulassen.

136. Weiße Frau weist einen Schatz

Zwischen Gardelegen und Lindstädt soll ehemals ein Dorf gelegen haben, von dem man noch Gemäuer und die Reste der Kirche sieht, und unter dieser soll ein großer Schatz liegen.

Mal war ein Hirt aus Trustädt draußen auf der Weide, da kommt eine ganz weiß gekleidete Frau zu ihm, die sagt, er sei bestimmt den Schatz zu heben und sie zu erlösen; er möge ihr nur folgen, bei dem Schatze würde er einen großen schwarzen Hund finden, den solle er dreimal mit der Hand über den Kopf streicheln oder ihm einen Kuß geben, dann wäre sie erlöst und der Schatz sein.

Das hat er aber nicht tun wollen, und da ist die Frau noch zweimal zu ihm gekommen und hat ihn flehentlich gebeten, er möge es doch tun, sonst müsse sie noch viele, viele Jahre umherwandeln. Aber er hat es sich doch nicht getraut, und darum liegt der Schatz noch an seiner alten Stelle; die weiße Frau hat seit der Zeit niemand wieder gesehen.

137. Der Alvenslebensche Ring und die Zwerge

Mit den Zwergen hängt auch der Ring zusammen, der sich in der Familie derer von Alvensleben in der Altmark

seit uralten Zeiten vererbt hat, und an den das Glück dieser Familie geknüpft sein soll. Wie sie in den Besitz desselben gekommen, erzählt man folgendermaßen.

Nach einigen soll nämlich die Ahnmutter derer von Alvensleben einmal zu den Unterirdischen geholt worden sein, um einer Kindbetterin beizustehen. Weil sie nun dem Mädchen, das sie mit einer Leuchte geholt, willig gefolgt sei, auch der Warnung gemäß von den gebotenen Geschenken nichts angenommen habe, soll sie den Ring empfangen haben.

Anderer erzählen freilich die Sache etwas anders. Jene Frau von Alvensleben soll nämlich selbst ein Kind bekommen haben, und wie sie nun einmal des Nachts wachend dalag und an des Kindes wie der Familie Zukunft dachte, kamen „die Unterirdischen“ zu ihr. Es ertönte plötzlich eine wunderherrliche Musik, die Thür ging auf und ein Zug ganz kleiner Leute trat herein. Ein Paar näherte sich mit vielen Verbeugungen ihrem Himmelbett und bat sie um die Erlaubnis, in dem Raum unter dem Ofen eine Hochzeit feiern zu dürfen. (Der Ofen stand nämlich auf vier hohen Füßen, wie das in der Altmark Sitte ist.) Die ganze Sache kam der Frau von Alvensleben zwar wunderbar vor; indessen gewährte sie die Bitte und hörte auch dann die ganze Nacht, wie stets eine feine Musik vom Ofen her ertönte.

Als der Tag graute, kamen wieder die beiden kleinen Leute ans Bett und überreichten ihr unter vielen Dank-sagungen und Verbeugungen jenen Ring und setzten hinzu, sie solle ihn wohl aufheben; solange der Ring in ihrer Familie bewahrt werde, werde auch das Glück nicht von ihr weichen. Darauf verschwand der Zug, wie er erschienen. Den andern Morgen kam es der Frau zunächst vor, als

sei alles ein Traum gewesen; nur der Ring bewies ihr das Gegentheil.

So erzählt man sich die Sache im Volke. Die Familienüberlieferung der Alvensleben spinnt die Sache noch weiter aus. Nach derselben hatte jene Frau von Alvensleben drei Söhne, aus denen die sogenannte rote, schwarze und weiße Linie derer von Alvensleben entstand, unter die nun der Ring geteilt wurde. Die von der roten Linie wollten von dem Aberglauben, heißt es, nichts wissen und warfen ihren Ringanteil in die Ohre, ein kleines Flößchen bei Neuhaldensleben unweit Magdeburg. Nachdem so die Linie ihren Ring verloren, starb sie allmählich aus. Die schwarze Linie besitzt noch ihren Ring, welcher in Exleben aufbewahrt wird, und erfreut sich einer reichen Blüte. Die weiße Linie ließ, um den Ring dem Geschlechte zu erhalten, mit demselben einen Altarkelch vergolden. Da dieser Kelch aber abhanden kam, sank die Linie auf zwei Häupter und blühte erst von neuem auf, als der Altarkelch wieder in der Kirche zu Gardelegen aufgefunden wurde. Seitdem hebt man ihn auch zu Exleben auf.⁴⁹⁾

138. Die Wahrzeichen von Stendal

Wie verschiedene Städte in der Mark hat auch Stendal seinen Roland. Gar drohend steht er vor dem Rathause da, mit gezücktem Schwerte. Die linke Hand hat er auf dem märkischen Adler ruhen; hinter ihm ist das Stendaler Stadtwappen, und an seinem Rücken ist ein lachendes Narrengeſicht angebracht, „der Eulenspiegel“, wie die Leute ſagen.

Wenn er auch nur von Stein iſt, ſo iſt doch mit dem

alten Herrn nicht zu spaßen. Das hat einmal ein Stendaler Bürger erfahren, der des Nachts vorbeikam und in der Weinlaune, in der er sich befand, den Roland höhnte und allerhand Kapriolen vor ihm machte. Eine Zeitlang sah das derselbe ruhig mit an, dann drehte er sich plötzlich auf seinem Gestell um und wies dem Loren den Rücken. Da erfaßte den ein großer Schreck, und er rief laut um Hilfe. Leute kamen herbei und suchten ihn zu beruhigen; aber immer rief er: „He dheit mi wat! He dheit mi wat!“ (Er tut mir was! er tut mir was!) Krank brachte man ihn nach Hause, und wenn er auch wieder aufkam, er hat nie mehr über das Maß getrunken und ist immer scheu bei dem Roland vorbeigegangen.

Das Sprichwort ist dann auch geblieben; wenn einer zu viel des Guten tut und üppig wird, heißt es:

„He dheit mi wat! He dheit mi wat!
Is doch, as hätt ich dat Drinken satt.“

139. Der Aufruhr zu Stendal

Wegen des Rolands in Stendal wäre es fast einmal zwischen dem Rat und den Bürgern zu einem blutigen Streit gekommen. Das kam so.

In Stendal erschien ein Bildhauer, der meinte, der Roland sei für das große Rathaus nicht ansehnlich genug, ging daher zu dem versammelten Rat und bot sich an, er wolle ihn länger machen. Die Rats Herrn aber meinten, sie wollten ihn nicht länger haben, worüber sich jener gekränkt fühlte, zu den Bürgern umherging und das Gericht aussprengte, der Rat wolle den Roland nicht länger haben. Dadurch brachte er denn natürlich die gesamte

Bürgerschaft in Aufruhr. Sie kamen wild dahergestürmt, belagerten das Rathaus und schrieen unaufhörlich, sie wollten den Roland noch länger haben. Da klärte denn der Rat das Mißverständnis auf, und alles ging lachend und zufrieden, daß der Roland noch bleiben solle, nach Haus.

140. Kaiser Karl zu Tangermünde

Kaiser Karl der Vierte hielt sich gern zu Tangermünde auf und baute sich auch hoch an der Elbe dort ein Schloß. Das Vorwerk Karlbau in der Nähe soll ebenfalls noch von ihm herrühren und war eine von ihm eingerichtete Musterwirtschaft. In Entzels altmärkischer Chronik wird noch mancherlei von der Kurzweil erzählt, die er in Tangermünde getrieben, als mit dem „fahlen“ Pferde, der Speise, die nichts kostet und niemand schadet und dergleichen mehr.

Eigentümlicherweise hat sich in der Gegend von Tangermünde Jahrhunderte hindurch ein Trinkreim, der insbesondere noch an das „fahle“ Pferd Kaiser Karls anknüpft, aus jener alten Zeit erhalten, den ich vor mehr als fünfzig Jahren bei einer Wanderung in der Nähe von Tangermünde von Bauern eines Sonntags Nachmittags hörte, als sie, in einem Krüge „Met“ trinkend, einen Rundgesang anstimmten. Bei demselben fing einer, als an ihn die Reihe kam, an:

„Kaiser Karolus siin bestet Peer
dat wäs ene fälige Stute,
dat eene Ooge wäs niks wert,
dat aennere wäs reen ute,“

und während er nun trank, fielen die andern ein:

„reen ute, reen ute, reen ute,“ — — —

und wiederholten dies so lange, bis der Betreffende ausgetrunken hatte, wo es dann hieß:

„Nu wisch hee sik de Schnute.“

141. Jungfer Lorenz zu Tangermünde

In Tangermünde sind einmal sehr reiche Leute gewesen, die haben ein einziges Kind gehabt, ein Mädchen, und haben es Lorenz geheißten. Wie es nun einmal an einem Frühlingstage so recht schönes Wetter war, da ist die Kleine ganz allein hinausgegangen in den Wald, um Kräuter zu suchen. Aber da der Wald gar groß war, hat sie sich verlaufen und konnte sich nimmer wieder herausfinden, und wie sie so dachte, daß sie hier würde verschmachten müssen, setzte sie sich hin und fing an bitterlich zu weinen. Sie hatte aber nicht lange gefesselt, da kam ein großer Hirsch mit gewaltigem Geweih auf sie zu, nahm sie auf seinen Rücken und trug sie unverfehrt nach der Stadt. Dort ist er dann bis an sein Lebensende gepflegt worden, und als er tot war, hat man sein Geweih in der Nikolai-Kirche aufgehängt und auf demselben zum Andenken an die wunderbare Errettung das Bild der Jungfer Lorenz, aus Holz geschnitzt, angebracht. Der Wald aber, in dem dies geschehen, ist jetzt verschwunden; jedoch führen die an seiner Stelle gelegenen Äcker noch den Namen „Lorenzfeld“.

Das Geweih mit dem Bilde hat lange, lange Jahre in der Nikolai-Kirche gehangen, denn man erzählte, daß Jungfer Lorenz verordnet habe, es solle darin bleiben, solange noch ein Stein auf dem andern sitze. Deshalb nahm man es auch, sobald in der Kirche gebaut wurde,

nicht aus derselben heraus, da es jedesmal einen gewaltigen Lärm erregte, wenn es angerührt wurde, und ließ es auch in derselben, als sie zu einem Lazarett umgewandelt ward. Seit dem Jahre 1831 jedoch ist es nach der Stephanskirche gebracht worden, wo es nun ruhig in der Nähe des Altars hängt.

142. Die beiden Frauen zu Aulosen

Vor vielen hundert Jahren, erzählt Temme nach alten Berichten in seinen altmärkischen Sagen, lebte auf seinem Schlosse zu Aulosen in der Wische ein Herr von Jagow. Er hatte eine Frau und viele Kinder; aber weil er sehr fromm und gottesfürchtig war, so ließ er alles in Stich und zog mit den deutschen Heeren in den Türkenkrieg, um den Erbfeind des christlichen Glaubens besiegen zu helfen. Dort ging es ihm indes sehr schlecht, er wurde gefangen und als Sklave verkauft. Er kam als Gärtner zu einem vornehmen türkischen Herrn. Die Tochter dieses Türken kam oft in den Garten, in welchem er arbeitete, und sah ihn und hatte ihr Gefallen an ihm, weil er ein sehr schöner und schmucker Herr war. Sie fühlte auch bald Mitleid mit seinem Unglück, und endlich hatte sie ihn in ihrem Herzen so lieb gewonnen, daß sie nicht mehr von ihm lassen konnte. Der Ritter merkte das alles wohl, und obgleich er seine Gemahlin von ganzem Herzen liebte, so war er doch auch der Türkentochter gut, weil er nur durch ihre Hilfe hoffen konnte, seine Freiheit zu erlangen und seine Hausfrau, seine lieben Kinder und seine Heimat im Leben wiederzusehen. Deswegen ließ er sich mit ihr ein, und er versprach, sie neben seiner Gemahlin zu

heiraten, wenn sie ihn befreien und zu dem christlichen Glauben übertreten wolle. Dazu war sie gern bereit. Er entfloß glücklich mit ihr aus seiner Sklaverei; in Deutschland wurde sie eine Christin und dann durch die Dispensation des Papstes seine Hausfrau.

Es war gerade am grünen Donnerstag des Mittags, als der Ritter mit seiner gewesenen Türkin auf seinem Schlosse zu Kulosen ankam. Seine deutsche Hausfrau und seine Kinder saßen am Mittagstisch und aßen Erbsen und Stockfisch. Sie freuten sich sehr, wie sie ihren Herrn und Vater wieder sahen, den sie tot geglaubt hatten, und die erste Frau nahm die mitgebrachte zweite mit Freuden neben sich auf. Beide Frauen wurden die besten, verträglichsten Freundinnen und blieben dies bis an ihr seliges Ende. Das Bildnis der Türkin wird noch unter den Jagowschen Familiengemälden gezeigt; sie ist danach ganz ausnehmend schön gewesen. Zu Großen-Garz liegt sie, wie man sagt, begraben, und in dem Kirchengewölbe daselbst zeigt man noch ihren einbalsamierten Körper; auch gibt es daselbst zwei Leichensteine, auf welchen weibliche Figuren ausgehauen sind, welches die beiden Frauen dieses Ritters sein sollen.

143. Der alte Bieten als Hexenmeister

Es weiß es noch ein jeder preußische Soldat, daß der alte Bieten ein Hexenmeister war. Er hat das oft bewiesen, und darum konnte ihm auch keiner so recht was anhaben. Das beste Stückchen aber, das er gemacht hat, ist folgendes.

Einstmals traf er mit einer großen Armee von Öster-

reichern und Russen zusammen. Er hatte zwar auch ein ziemlich großes Heer bei sich; aber der Feinde waren zehnmal so viel. Seine Soldaten mochten daher mit Säbel, Bajonett und Kolben so viel dreinschlagen, wie sie wollten und konnten, und er mochte trommeln und blasen und stürmen lassen, es konnte alles nichts helfen; als es gegen Abend kam, da mußte er zur Retirade blasen, und sein ganzes Heer zog sich zurück. Das ging aber in guter Ordnung, denn der alte Zieten sagte den Leuten, sie sollten nur ganz ruhig sein, er wolle ihnen dafür stehen, daß sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie sich nur alle hübsch beisammen hielten; und sie wußten, was der Zieten ihnen versprach, darauf konnten sie sich verlassen. So kamen sie nun über einen Berg, und wie sie den hinter sich hatten und sie unten ins Tal gekommen waren, ging eben die Sonne unter. Da kommandierte der Alte: „Halt, und rühre keiner ein Glied!“ Sie standen alle, Mann für Mann, wie eine Mauer, und der alte General schlug ein Kreuz und murmelte einige Worte in seinen Bart. Die konnte kein Mensch verstehen; aber in demselben Augenblick war die ganze Armee in einen großen Wald von allerlei Bäumen verwandelt. Der alte Zieten selbst kletterte auf einen Eichbaum und lachte im stillen darüber, was nun kommen werde, und wie der Feind sich werde anführen lassen. Es dauerte auch nicht lange, da kam der Feind in voller Hast vom Berge heruntergestürzt, Panduren, Kroaten, Kosaken und allerlei Gesindel, die meinten die Preußen nur so auffressen zu können. Wie erstaunten sie aber, als sie keinen Feind mehr sahen und auf einmal in einem großen, dichten Walde sich befanden. Sie fluchten und tobten und jagten wütend voran, um jenseit des Waldes ihr Mütchen desto sicherer kühlen zu

können. Dabei hieben sie denn in ihrer tollen Lust nach manchem Zweige, der ihnen im Wege hing.

Wie sie nun aber durch waren, stieg Zieten von seiner Eiche herunter, bekreuzte sich wieder und sagte einen andern Spruch. Da waren mit einem Male die Bäume verschwunden, und die Soldaten standen wieder mit Sack und Pack da. Mancher hatte zwar von den Hieben in die Zweige ein Stück von seiner Nase verloren oder seinen Zopf, oder es taten ihm die Rippen weh, aber schwer beschädigt war keiner, und den Kopf hatten sie alle behalten, und darum machten sie sich aus den kleinen Verlusten auch nicht viel. Sie konnten auch nicht einmal recht zur Besinnung kommen, denn der Alte kommandierte geschwind: „Nun haben wir die Kerls! Nun vorwärts, Marsch!“ Und nun ging's in vollem Jagen wie ein Donnerwetter dem Feinde in den Rücken, daß er mit Mann und Maus umkam oder gefangen wurde. — Der alte Fritz wollte sich nachher totlachen über den Witz, den der Zieten gemacht hatte.⁵⁰⁾

144. Die Spinnerin im Monde oder woher die Marienfäden kommen

In der Gegend von Salzwedel erzählte man sich früher vielfach folgende Geschichte, die sich in einem Dorfe der Gegend zugetragen haben soll, dessen Namen man aber nicht mehr anführen kann. In dem Dorfe lebte nämlich eine arme, alte Witwe mit ihrer einzigen Tochter Marie. Die Mutter war krank und schwach und konnte nicht mehr arbeiten. Das schadete aber nicht, denn die Tochter war die beste Spinnerin nah und fern, sie konnte täglich drei Stück Garn spinnen, und ihr Faden war der feinste; da-

durch ernährte sie sich und ihre alte Mutter. Sie hatte leider nur einen großen Fehler an sich: sie war wild und leichtsinnig und mußte bei jedem Spektakel und bei jedem Tanz dabei sein. Dadurch verursachte sie ihrer frommen Mutter vielen Kummer, und diese machte ihr Vorwürfe und gab ihr Ermahnungen genug; allein das half nichts. Besonders im Spätherbst und Winter ging die Lust des Mädchens los, wenn die jungen Leute des Dorfes zum Spinnen zusammenkamen, was man die Spinnkoppel hieß. Es wurde dann gespielt, gelärmt, gesungen und getanzt, und anstatt zu ordentlicher Zeit auseinander zu gehen, wurde es späte Nacht darüber. Am tollsten dabei und die letzte, die nach Hause kam, war Marie. Die Mutter hatte das lange in Geduld angesehen, weil ihre Ermahnungen doch nichts helfen konnten. Einmal aber auf Marienitag, als Marie wieder in die Spinnkoppel ging, sagte sie zu ihrer Tochter: „Versprich mir nur heute, daß du vor Mitternacht nach Hause kommen und dich nicht auf der Straße herumtreiben willst. Heute ist unserer lieben Frauen Tag, und wenn da die Kinder ungehorsam gegen ihre Eltern sind, so werden sie auf der Stelle bestraft.“ Das ging der Marie ins Herz, daß sie weinte, und sie versprach ihrer Mutter, sie wolle gewiß heute nicht wieder spielen, so wahr der Mond am Himmel stehe. Mit diesem Versprechen nahm sie ihr Rad und ging.

Sie hatte aber kaum eine Stunde gesponnen, als draußen Gesang und Musik laut wurde und die jungen Bursche des Dorfes ankamen. Sie hatten Spielleute geholt, die Spinnräder wurden an die Seite geworfen, und alles tanzte und sprang. Marie wollte zwar anfangs nicht mittanzen; aber die Musik und die Lust und die Bitten der Burschen drangen tiefer in ihr Herz als das

Bersprechen, das sie ihrer Mutter gegeben hatte. Es war schon lange Mitternacht vorüber, als man sich endlich anschickte, auseinander zu gehen. Die Musik mußte sie aber noch auf die Straße begleiten, und als sie an dem Kirchhofe vorbeikamen und dessen Thüre offen fanden, da ergriffen die Bursche die Mädchen und zogen sie auf den Kirchhof, wo das Tanzen von neuem losging. Marie hatte ihr Bersprechen ganz vergessen und sprang lustig mit in dem hellen Mondschein.

Ihre Mutter saß unterdes unruhig in ihrem Stübchen und wartete mit Schmerzen auf ihre Tochter. Da hörte sie auf einmal aus der Ferne das Schreien und Lärmen auf dem Kirchhofe. Sie konnte sich nicht mehr halten. Sie ging aus dem Hause und folgte dem Lärm. So kam sie auf den Kirchhof, wo sie ihre Tochter mitten unter den Springenden sah. Der Anblick zerschnitt ihr das Herz. Sie befahl ihr, sofort mit ihr nach Hause zu gehen. Das Mädchen aber erwiderte ihr: „Ei, Mutter, der Mond scheint noch so hell! Geh du nur, ich komme bald!“ Da sah die alte Frau in den Mond und verfluchte ihre Tochter. „Ich wollte,“ sagte sie, „das ungeratene Kind säße im Monde und müßte da oben spinnen!“

Die Worte hatte sie kaum gesprochen, da war die Marie aus den Reihen der Tanzenden verschwunden, und man sah sie, mit ihrem Rade in der Hand, rasch wie einen Blitz dem Monde zufliegen. Im Monde sitzt sie noch und spinnt; wenn er ganz hell scheint, dann kann man sie deutlich spinnen sehen. Sie spinnt feine und zarte Fäden, die fallen zur Herbstzeit auf die Erde herunter; der Wind jagt und zerreißt sie dann und treibt sie auf Hecken und Bäume. Die Leute nennen sie Sommerseide oder Marienfäden.

145. Der Hecketaler

Wenn man einen Hecketaler haben will, so nehme man einen schwarzen Kater, stecke den in einen Sack und binde diesen mit 99 Knoten zu. Damit gehe man zu einer Kirche und dreimal um dieselbe herum, indem man jedesmal, wenn man bei der Thür vorbeikommt, den Kuster durchs Schlüsselloch ruft. Beim dritten Male kommt er (und das ist der Teufel). Darauf frage man ihn, ob er einen Hasen kaufen wolle; man erhält dann für die Raze im Sack den Hecketaler. Nun muß man aber machen, daß man unter Dach und Fach kommt; denn wenn der Teufel die Knoten eher löst, so daß er den Verkäufer einholt, ist dieser verloren.⁵¹⁾

